

Eine Kindheit im Krieg und kargen Land

Martin Völkel

Eine Kindheit im Krieg und kargen Land

Ländliche Erinnerungen 1940-1959

Teils-Teils

In meinem Elternhaus hingen keine Gainsboroughs

Wurde auch kein Chopin gespielt

Ganz amusisches Gedankenleben

Fragen, Fragen! Erinnerungen in einer Sommernacht

Hingeblinzelt, hingestrichen

In meinem Elternhaus hingen keine Gainsboroughs

Gottfried Benn

Verlag Traugott Bautz

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliogra-
phische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abruf-
bar.

Verlag Traugott Bautz GmbH 99734 Nordhausen 2007
ISBN 978-3-88309-390-1

1.

Der kontinentale Westfeldzug des zweiten Weltkrieges war "siegreich" beendet. Am 22. Juni 1940 hatten die Generäle Wilhelm Keitel und Charles Huntziger den Waffenstillstand in eben dem Wald von Compiègne unterzeichnet, der schon Zeuge des Waffenstillstands im November 1918 gewesen war. Fast gleichzeitig wurden erste englische Luftangriffe auf das "deutsche Hinterland", auf Wismar, Schwerin, Hamburg, Wilhelmshaven, Bremen, Paderborn, Bochum, Hagen und Kassel gemeldet und ließen so an den Hoffnungen der Menschen auf ein baldiges Kriegsende erste berechtigte Zweifel aufkommen. Da wurde ich an einem Samstag im August in D. geboren und bald darauf auf den Namen "Martin" getauft. Ob mein Vorname eine Verbeugung vor dem großen Reformator war, weiß ich nicht.

Ich weiß aber, daß es um diese Namensgebung einige Meinungsverschiedenheiten zwischen meinem Vater und meinem Großvater gegeben hat, der einen der seit mehreren hundert Jahren in der Familie üblichen Vornamen, Friedrich etwa, vorgezogen hätte. Größere Auseinandersetzungen über die Namensgebung blieben allerdings Vater und Großvater erspart und die Zeit dazu fehlte allemal, denn von meiner Geburt hat mein Vater über den Wehrmachtsrundfunk in Frankreich erfahren.

Der bald folgende Heimaturlaub war mit Taufvorbereitungen gefüllt, das Namensproblem also eher praktisch gelöst. Erkennbar aber war auf seiten meines Vaters eine ungewohnte Standfestigkeit gegenüber meinem Großvater. Das läßt wohl auf eine sehr bewußte Namenswahl für den "Stammhalter" schließen - und war zugleich ein erster Hinweis darauf, daß das entschieden evangelisch-kirchliche Umfeld, in das ich nun hineingeboren war, seine prägenden Spuren in meinem Leben hinterlassen sollte.

Eben diesem kirchlichen Umfeld aber war es zu verdanken, daß mein Vater von meiner Geburt in Frankreich erfuhr. Er war seit 1936 Mitglied der Bekennenden Kirche. Sie hatte sich im Mai 1934 auf der ersten Bekenntnissynode in Barmen konstituiert, als

"rechtmäßige ev. Kirche in Deutschland"- gegen die sogenannten "Deutschen Christen" unter ihrem "Reichsbischof" Ludwig Müller- und mit dem Anspruch: "Wir wollen die einige, geistlich geleitete, deutsche ev. Kirche, klar und fest im Bekenntnis des Evangeliums, gehorsam dem Herrn der Kirche und darum auch treu im Dienst an Volk und Staat... Wir lehnen es ab, uns zu unterwerfen a) einem ungesetzlichen Machtregiment... b) einer ungeistlichen Führung... c) einer unevangelischen Bedrückung der Gewissen, die die freie Wortverkündigung zu hindern sucht... Wir wissen uns dafür verantwortlich, das Bekenntnis unserer Väter zu hüten und die Verfassung der DEK (Deutschen Evangelischen Kirche) zu schützen... Wir erklären feierlich, daß wir bekenntnis- und verfassungswidrigen Anordnungen nicht Folge leisten werden... Wir fordern alle ev. Christen und Gemeinden auf, sich... zu örtlichen Bekenntnisgemeinschaften, unter Verbleib in ihrer Kirche, zusammenzuschließen".

Es war die persönliche Freundschaft meines Vaters zu unserem damaligen Dorfpfarrer, die ihn in die Bekennende Kirche geführt hatte. Und die bekennenden Christen meines Heimatortes waren nicht tatenlos und ihre Taten nicht folgenlos. Anlässlich einer nächtlichen Flugblattverteilung in den Häusern des Dorfes wurden sie von Nazis entdeckt und identifiziert. Normalerweise hätte solches Tun gravierende, unmittelbare Folgen gehabt, nicht so im Falle meines Vaters, wenigstens nicht, was die unmittelbaren Folgen betraf. Die örtlichen Parteispitzen der Faschisten waren seine Nachbarn und Schulkameraden - so wurde die Sache einstweilen mit Schweigen belegt, wenn sie auch nicht folgenlos blieb. Die Nazis hatten ein gutes Gedächtnis.

Zunächst einmal wurde meinen Eltern anlässlich ihrer Eheschließung im Mai 1939 der großzügige staatliche Zuschuß zur Familiengründung, das "Ehestandsdarlehen", mit der Begründung der politischen Unzuverlässigkeit verweigert, was schon recht schmerzhaft war. Solche "Ehestandsdarlehen" waren 1933 zur Förderung junger "erbbiologisch wertvoller" Familien eingeführt

worden, trotz der Bezeichnung "Darlehen" im Grunde ein Geschenk des Staates in Höhe von 500-1000 Reichsmark!

Ungleich folgenreicher war jedoch, daß mein Vater wegen seiner politischen Einstellung und der geschilderten Widerstandsversuche unmittelbar nach Ausbruch des Krieges, schon im Dezember 1939, zum Militärdienst eingezogen wurde, ohne jemals einen Wehrdienst abgeleistet zu haben. Als in Deutschland die allgemeine Wehrpflicht wieder eingeführt wurde, war er ja schon 29 Jahre alt. Vermutlich hat er nach seiner Einberufung eine militärische Kurzausbildung irgendwo in Deutschland absolviert, ehe er bald darauf nach Frankreich beordert wurde. In Frankreich blieb er in den nächsten drei Jahren stationiert, von jeweiligen Kurzurlauben in der "Heimat" unterbrochen. 1943 geriet er bei Cherbourg in Kriegsgefangenschaft, die bis 1947 andauern sollte, zunächst in den Vereinigten Staaten und nach Kriegsende in England.

Front und Gefangenschaft gestalteten sich allerdings für ihn erträglicher als für manchen anderen Soldaten, nämlich in beiden Fällen nahezu ausschließlich als ständiges Mitglied der Küche. Er hatte sich, nach seiner Lehre 1923 für ein Jahr arbeitslos geworden, in der Metzgerei seines Freundes so viele Kenntnisse im Fleischerhandwerk erworben, daß man ihm getrost die Arbeit in der Feldküche und wenigstens das leibliche Wohl seiner Schicksalsgenossen anvertrauen konnte.

2.

Ich bin geboren in einem Dorf im Siegerland, dem alten Herrschaftsgebiet der Nassauer. Zu ihren Untertanen hatte schon mein ältester bekannter Vorfahre gehört, Jacob (geb. vor 1590). Vermutlich ist er ins Siegerland eingewandert und wurde zum "landsteuerpflichtigen" Zahler des nassauischen Grafen Johann VI. (1559-1606), unter dessen Regentschaft das nassauische Siegerland zum blühenden Musterland geriet.

Das Haus Nassau bestand damals schon fast 500 Jahre, hatte einige Erbteilungen und Fehden glücklich überstanden und sogar einen König, Adolf von Nassau (1292-1298), und in der Folge vier Mainzer Erzbischöfe hervorgebracht. Der aber wohl bedeutendste Nassauer, Wilhelm Prinz von Oranien, Graf von Nassau, genannt der Schweiger (1533-1584), könnte noch ein Zeitgenosse meines Vorfahren gewesen sein.

Wilhelm von Oranien, Befreier der Niederlande von spanischer Herrschaft, wurde der Stammvater des niederländischen Königshauses. So rückte die Heimat der Vorfahren für kurze Zeit ins Licht der großen Politik, denn die Ginsburger Heide bei L., eine Hochfläche des Rothaargebirges und nur eine knappe Wegstunde von der Mühle Jacob Völkels entfernt, war der Ort, an dem Wilhelm von Oranien seine Truppen sammelte und in das Kriegsgeschäft einübte (1572), ehe der lange Marsch in die Niederlande begann (Geschichte der Befreiung der Niederlande).

Ein bleibendes Denkmal hat Friedrich Schiller Wilhelm "dem Schweiger" gesetzt: "Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagnern und blassen Menschen, wie Caesar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen, und zu viel denken....Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige, feurige Seele...Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weise des Hofes, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war...So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt".

Von gelegentlichen Ausflügen in die Weltpolitik also abgesehen - Wilhelm Heinrich von Oranien errang später die englische Königskrone (1689), 1815 bestieg Wilhelm I. den niederländischen Thron - haben die Nassauer insgesamt nahezu 700 Jahre lang ihre Länder ganz ordentlich regiert, im Gegensatz zu dem Verdacht,

den ihr Name nahelegt. Und das ist viel, auch für ein altes Fürstenhaus.

Wir verlassen nun die fürstlichen Höfe und wenden uns dem Land und seinen Leuten zu. Das Siegerland ist eine Mittelgebirgslandschaft, zwischen etwa 300 und 600 m über NN, Ausläufer des rheinischen Schiefergebirges, dessen Höhenzüge es von allen Seiten umgeben. Das Land ist karg, aber keineswegs arm, was es von seinen wirklich armen Nachbarn, den Wittgensteinern und den ebenfalls nicht reich gesegneten Süd-Sauerländern, ehemals kurkölnischen Untertanen, doch beträchtlich unterschied.

Zu diesem relativen Wohlstand des Landes haben schon früh zwei Faktoren beigetragen, eine unverdiente Gabe der Natur und der Erfindungsreichtum und Gemeinsinn seiner Bewohner.

Die Gabe der Natur ist der Erzreichtum der Siegerländer Berge. Die Förderung und Verhüttung eines qualitativ hochwertigen Eisenerzes hatten schon die Kelten als älteste bekannte Bewohner des Siegerlandes beherrscht. Als ununterbrochene Bergbau- und Verhüttungstradition finden wir diesen Erwerbszweig im Siegerland noch bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts, ehe der Bergbau unrentabel wurde und die eisenverarbeitende Industrie seitdem allein das Erwerbsleben der Siegerländer bestimmt.

Von wenigstens gleicher Bedeutung wie der Bergbau aber ist die "Erfindung" der Siegerländer, die Haubergswirtschaft, nach meiner Kenntnis in Deutschland eine einmalige Form der Waldnutzung. Die Laubwälder des Siegerlandes mit ihrem Bestand vor allem von Eichen und Birken gehörten großenteils genossenschaftlich als Gemeingut den Dorfbewohnern. Mit diesem Gut klug und schonend umgegangen zu sein, Raubbau verhindert zu haben und so eine dauerhafte Einkommensquelle zu sichern, hat im Siegerland durch die Jahrhunderte Hungerkatastrophen wie andernorts in den kargen deutschen Mittelgebirgen verhindert.

Und das ging so. Die "Hauberge" waren in ideelle Anteile ("Pfennige") aufgeteilt. War ein Hauberg herangewachsen, wofür er etwa 20 Jahre brauchte, so wurde unter Aufsicht des Haubergsvorstehers jeder Familie, je nach der Zahl ihrer "Pfennige", ein bestimmtes Gebiet des Haubergs zur "Ernte" zugelost. Die Familie konnte nun das Holz verwerten, größtenteils als Heizmaterial für den Winter und zur Herstellung von Holzkohle für die an Bedarf reiche Hüttenindustrie, die Hammerschmieden und die Eisengießereien.

Die kleineren Äste der Bäume, die "Reiser", dienten gebündelt als Brennmaterial für die häuslichen oder meist dörflichen Backöfen ("Backes"). Die Rinden der Eichen wurden abgeschält und wanderten in die vor allem in und um H. ansässige Lederindustrie als Gerbstoff.

War nun ein solcher Haubergsteil abgeholzt, so wurde das nicht verwertbare Kleinholz an Ort und Stelle verbrannt. Der Hauberg wurde umgepflügt und mit Buchweizen oder Roggen besät, was dank der Aschendüngung für ein Jahr eine zusätzliche, wenn auch nicht sehr reichhaltige Getreideernte bescherte. Hatte sich der Hauberg nach einer Schonzeit von 5-7 Jahren durch Stockauschlag wieder regeneriert, diente er in den folgenden Jahren dann als Viehweide.

Johann Heinrich Jung-Stilling (1740-1817), Siegerländer von Geburt, beschreibt die Arbeit im Hauberg so:

"Sobald nun das Wetter erträglich und die Erde bloß ist, welches gemeiniglich im April geschiehet, so fangen sie an zu räumen. Dieses geschieht folgendergestalt: Sie haben schwere Messer mit hölzernen Stielen, welches sie eine Heppe nennen, an welcher vorne ein Schnabel quer vorstehet, welcher das Instrument schützt, damit sie nicht leicht damit in Erde und Steine hauen mögen, es hat übrigens viele Ähnlichkeit mit dem Messer, welches die Böttger gemeiniglich im Schurzfell stecken haben. Mit diesem Werkzeuge gehet ein jeder in den Hagen, suchet seinen

Jahn auf (so nennen sie die abgeteilten Stücke des Gebüsches), und alsdann hauen sie alles Gehölze, welches nicht über einen Daumen dick ist, nebst den Ästen der größeren Bäume, soweit sie dieselben erreichen können, rein und kahl aus. Dieses Gebüsch binden sie in Bündlein oder Schanzen zusammen, legen sie in Scheuern oder Schoppen, und lassen es austrocknen; und dieses gibt ihnen ihren jährlichen Vorrat des Brennholzes ab, womit sie Küchen und Öfen versorgen.

Im Mai geben sie sich ans Niederhauen: ein jeder hauet nämlich alles dicke Holz rein ab; die noch übrigen Äste schneiden sie sich auch aus und streuen sie auf die Jähne, die Stämme aber legen sie auf Haufen, und brennen im Herbste Kohlen daraus...

Im August legen sie das ausgedorrte Reisig auf kleine Haufen, ziehen die Rasen auf diese Holzhaufen, so, daß alle Rasen von der Erde auf das Holz gesammelt werden... Nun zünden sie alle Rasenhaufen an, und der ganze Hagen rauchet wie eine Feuersbrunst, alle Rasen brennen sodann zu lauter Asche. Diese Asche wird im September mit eisernen Schaufeln zerworfen, das ist: sie wird überall gleich dick gestreut; hernach besäet ein jeder seine Jähne mit Roggen, welcher jahraus, jahrein in diesen Bergen wohlgedeiht, nur, daß das Stroh niemals die Stärke des Feldstrohes erreicht.“

Johann Heinrich Jung-Stilling ist der wohl „größte“ bürgerliche Sohn des Siegerlandes. Darum seien ihm einige Zeilen gewidmet. Mir war Jung-Stilling, geboren „im“ Grund bei Hilchenbach im Nachbarhaus meiner Vorfahren, von Kind an vertraut, noch ehe ich ihn so recht einordnen konnte. Mein Abitur habe ich auf dem Gymnasium gemacht, das seinen Namen trägt. Und heute, im Ruhestand, habe ich die Freude, an einem wissenschaftlichen Projekt zur Erforschung Jung-Stillings mitarbeiten zu dürfen.

Jung-Stilling ist in einfachsten bäuerlichen Verhältnissen aufgewachsen. Sein Lebenslauf kann als Musterbeispiel eines sehr beachtlichen, autodidaktischen Aufstiegs gelten. Nacheinander

war er Lehrer, Schneidergeselle und Handlungsgehilfe. Latein hatte er von seinem Heimatpfarrer gelernt, Französisch, Griechisch und Hebräisch in den folgenden Jahren aus eigenem Antrieb.

Nach ebenfalls autodidaktischen Vorarbeiten promovierte er nach kurzem Studium in Straßburg zum Doktor der Medizin, mit 29 Jahren. In Straßburg lernte er Herder und Goethe kennen. Vor allem Goethe sollte noch eine bedeutende Rolle in seinem Leben spielen, auch abgesehen von den warmherzigen Worten, die er für ihn („Dichtung und Wahrheit“) gefunden hat!

Als Arzt nach Wuppertal zurückgekehrt, war Jung-Stilling freilich aus den verschiedensten Gründen keine gute Zukunft beschieden, obwohl er als erster Arzt den grauen Star erfolgreich operierte. Bis an sein Lebensende hat er mehr als 2500 Patienten ihr Augenlicht wiedergegeben, kostenlos.

Veröffentlichungen zu Wirtschafts- und Landwirtschaftsthemen brachten ihm eine Professur an der Kameral-Hochschule in Kaiserslautern (1778) und ab 1787 eine ordentliche Professur für Kameralwissenschaften in Marburg, das ihm für die nächsten 16 Jahre zur Heimat werden sollte. Erst 1803 meinte Jung-Stilling seine endgültige Berufung gefunden zu haben, am Hof des badischen Kurfürsten und in dessen Diensten als freier religiöser Schriftsteller.

Jung-Stilling hat ein überaus reiches Lebenswerk hinterlassen. 8 umfangreiche Bände umfaßt die Gesamtausgabe seiner Werke (1837/38- ohne die wirtschaftswissenschaftlichen Arbeiten). Aus dieser Fülle seien nur zwei genannt, die in ihrer Wirkung kaum zu überschätzen sind. Auf Goethes Veranlassung hatte er in Straßburg begonnen, seine Kindheitsgeschichte aufzuschreiben. Einige Jahre später bat ihn Goethe um das Manuskript und ließ es mit einigen von ihm angebrachten Korrekturen ohne Wissen Jung-Stillings in Leipzig drucken.

„Heinrich Stillings Jugend“ (1777) wurde zum Bestseller des folgenden Jahrhunderts, fehlte in keinem „gebildeten“ Haushalt, und noch Friedrich Nietzsche hat es unter die vier besten Prosawerke des 19. Jahrhunderts gezählt! Und Jung-Stillings Roman „Heimweh“ (1794/95), eine allegorisch verschlüsselte Reise der Seele in ihre „Heimat“, fand unter den „erweckten Christen“ in Europa bis hin nach Amerika eine große Leserschaft.

Weniger bedeutend, aber doch bemerkenswert genug, ist die Siegerländer Wiesenwirtschaft. Ein ausgefeiltes Be- und Entwässerungssystem sorgte dafür, daß die ausgedehnten, aber durchweg von Natur aus viel zu feuchten Talwiesen doch der Viehwirtschaft zugute kommen konnten. Noch Fürst Bismarck hat Siegerländer Fachleute zur Sanierung der Wiesenwirtschaft auf seine Güter berufen.

Abgesehen von diesen Besonderheiten und seiner herben natürlichen Schönheit hat das Land nicht viel zu bieten. Der Boden ist nicht sehr ertragreich. Bis zur Einführung der Kartoffel wurde vor allem Roggen angebaut. Weizen gedieh gar nicht, Hafer nur in wenigen Lagen. Ähnliches gilt für Obst. Neben Zwetschgen und Kirschen wuchs vor allem der gute alte Boskop-Apfel. Ende Oktober erst konnte man ihn ernten, dafür war er sehr lagerungsfähig und in der Regel auch lagerungsbedürftig. In den Gärten gab es Johannisbeeren, Stachelbeeren, Erdbeeren, Erbsen, Busch- und Stangenbohnen, Wirsing und vor allem Kohl in den Farben weiß und rot und grün. Nimmt man die Runkelrübe hinzu, gleichermaßen für Mensch und Vieh bestimmt, dann ist die Siegerländer Speisekarte so gut wie beschrieben.

Man kann wohl sagen: Das Siegerland ist kein üppiges Land, aber es ist ein Land, in dem jede noch so gering scheinende Gabe der Natur geschickt genutzt wurde. Nie gab es im Siegerland das blanke Elend. Der relative Wohlstand freilich hatte seinen Preis. Es wurde viel, und es wurde hart gearbeitet. Die durchweg kleinen landwirtschaftlichen Anwesen ernährten die Familien nicht. So hatte bis weit ins 19. Jahrhundert hinein jeder Landwirt mehre-

re Berufe, Bergmann, Leimsieder, Leineweber, Gerber, Fabrikarbeiter. Alle diese "Berufe" in wechselnden Zusammensetzungen füllten auch die Tage meiner Vorfahren. Frauen und Kinder hatten im Übrigen einen Großteil der häuslichen und landwirtschaftlichen Tätigkeit zu erledigen.

Auch die Familien, deren Haupterwerber sich nicht Hofbesitzer nennen konnten, betrieben doch zumindest eine Kleinlandwirtschaft, besaßen einen großen Garten oder gar ein gepachtetes kleines Feld, Hühner, wenigstens ein Mastschwein und häufig auch 2 oder 3 Ziegen, die für Milch und Butter sorgten. Insbesondere die Ziegen sollen so zahlreich gewesen sein, daß Spötter noch in meiner Kindheit behaupteten, die Wiesen meines heimatlichen Tales seien im Lauf des Jahres überwiegend weiß, im Herbst von Ziegen und im Winter vom Schnee, nur in den kurzen Sommermonaten grün, der nötigen Heuernte wegen.

Freilich gäbe es ein unvollständiges Bild, wenn eine weitere Siegerländer Eigenheit verschwiegen würde. Neben dem Erwerbsfleiß der Bewohner steht ihre tiefe religiöse Veranlagung oder wenigstens Verankerung. Mit der Reformation kam auch ins Siegerland der evangelische Glaube, erst in seiner lutherischen, schon um 1600 aber in seiner reformierten (calvinistischen) Gestalt. Nur rund einhundert Jahre später aber verband sich der Calvinismus mit dem beginnenden Pietismus und machte fortan das Siegerland wie das benachbarte Wittgenstein zu "Stammländen" bewußt christlicher Prägung. Neben der verfaßten, und nach Auffassung der frommen Pietisten zu "weltlichen" Kirche, entstanden allorts christliche Gemeinschaften, die bis heute andauern.

Noch bis in meine Jugend hinein gab es im Siegerland Dörfer, die - Katholiken eingeschlossen.- vier und mehr christliche Denominationen zählten!

Zum näheren Verständnis der religiösen Eigenart, die sich mit dem Namen Pietismus verbindet, müssen wir das Jahr 1675 aufsuchen. Es erschien zur Erneuerung des Protestantismus Philipp

Jacob Speners Schrift "Pia Desideria", die als Gründungsurkunde des Pietismus gelten kann. Bald schon verbreiteten sich nach Frankfurter Vorbild über ganz Deutschland rasch sogenannte Collegia Pietatis, Hauskreise, die der privaten erbaulichen Bibelbetrachtung dienten, neben und bald auch abseits der offiziellen Sonntagsgottesdienste der Kirche. Die hier schon erkennbare Tendenz zu in sich abgeschlossenen, separatistischen Formen christlicher Gemeinschaft sollte bald ebenso bedeutend werden, wie die Betonung des Laienelements in ihnen.

Die Entwicklung und Förderung solcher Hauskreise traf im Siegerland auf besonders fruchtbaren Boden, hatte man doch nun "die Kirche" sozusagen im Dorf, nämlich im eigenen Haus bzw. vor der Haustür. Es entfielen die oft weiten und im Winter beschwerlichen Wege zum Kirchdorf. Zu den Kirchdörfern gehörten im frühen 17. Jhd. durchweg mehrere kleine, zerstreute Dörfer. Insbesondere in den schneereichen Wintern des Mittelgebirges war der sonntägliche Kirchgang nur eingeschränkt möglich. Schon rein räumlich entwickelte sich auf diese Weise eine gewisse Unabhängigkeit der Frömmigkeit von der offiziellen Kirche und ihren Pfarrern, zumal in den kleinen Dörfern.

Die so entstandene Laienbewegung traf seit dem frühen 19. Jahrhundert mit der Erweckungsbewegung und ihrer durchweg kirchenkritischen, oft sogar kirchenfeindlichen Tendenz zusammen und bestimmte fortan das religiöse Leben des Siegerlandes bis weit in das 20. Jahrhundert hinein. Die Erweckungsbewegung selbst bietet ein sehr differenziertes Bild und eine landschaftlich sehr unterschiedliche Ausprägung. Gemeinsam ist allen ihren Erscheinungsformen aber der Protest gegen die Aufklärung, gegen deren Verherrlichung der natürlichen Religion und gegen den um 1800 in Deutschland vorherrschenden theologischen Rationalismus, einer weitgehend zur Banalität entarteten Theologie.

"Kirchliche" Predigten dieser Zeit etwa befaßten sich wie selbstverständlich mit neueren Ackerbaumethoden, der Stallfütterung, dem Vorteil des Kartoffelanbaus, der Notwendigkeit eines Lösch-

teichs im Dorfs und dem ewigen Kampf gegen strohgedeckte Hausdächer, allesamt ehrenwerte und nützliche Anliegen, aber nicht unbedingt als Gegenstand sonntäglicher Predigten!

Dagegen betonte die Erweckungstheologie den Entscheidungscharakter der Religion, zwischen Gut und Böse, zwischen Sünde und Erlösung. Es ist wohl in keiner Zeit so viel über die Sünde geredet und geschrieben worden wie in der ersten Hälfte des vorvergangenen Jahrhunderts. Das umfangreichste theologische Werk über die Sünde, zweibändig, erreichte zwischen 1840 und 1870 mehrere Auflagen. Ob damit der „Sünde“ nicht doch der Ehre zuviel geschieht?

Ich bin den stillen Verdacht nie losgeworden, daß solche "Sündfertigkeit" tiefenpsychologisch ähnliche Gründe haben könnte wie die spätmittelalterlichen Malereien über das jüngste Gericht und die pittoresken Darstellungen der Hölle und der Verdammten darin. Es ist mir sehr fraglich, ob das abschreckende Beispiel wirklich der Wegweiser zum Besseren sein kann.

Zum Entscheidungscharakter des Glaubens trat der Glaube an das "lebendige Wort" Gottes, ein mehr oder minder stark ausgeprägter Biblizismus und die Betonung des "Bekehrungserlebnisses", der auf Tag und Stunde zu datierenden "Geburtsstunde" ersten Christentums im persönlichen Leben als des eigentlichen Ausweises des Christlichen.

Johann Heinrich Jung-Stilling hat 1811 das „Glaubensbekenntnis“ der Erweckung formuliert, zeitlos gültig wohl bis heute, mit ihren charakteristischen Stichworten Buße-Bekehrung-Wiedergeburt und Heiligung: „Wenn ein Mensch die buchstäbliche Erkenntniß der christlichen Religion hat und er fängt nun mit Ernst an, sich zu bekehren und nach den Geboten Gottes zu wandeln, so wird er vom heiligen Geist zur Erkenntniß seines grundlosen Verderbens, dadurch in die wahre Buße und dadurch in die gänzliche Umkehrung seines fleischlichen Willens geführt; hier entsteht nun erst die wahre Bekehrung, und durch die Wiederge-

burt ein neuer Mensch, der nun durch die Heiligung von Stufe zu Stufe der christlichen Vollkommenheit entgegengeführt wird".

Das protestantische Christentum wurde nun sozusagen nachhaltig halbiert: Die einfachen Christen gingen in die Kirche, die "ernsten" oder "bewußten" (nämlich "bekehrten") Christen hielten sich zur Gemeinschaft, kurz "Vereinshaus" genannt. Kirchlich orientiert zu sein bedeutete liberales, formales Christentum, das ständig unter dem ausgesprochenen oder unausgesprochenen Druck stand, sich erst als wahres Christentum legitimieren zu müssen. Sprachlich typisch ist es, daß nun weder die „Kirche“ noch der „Christ“ ohne Adjektive auskommen konnten- wahr und ernst und tief und innerlich gesellten sich zu ihnen in unlösbarer Verbindung.

Noch in den 60-er Jahren des 20. Jahrhunderts sorgte eine Zeitungsanzeige einer Siegerländer Kirchengemeinde - landesweit bekannt gemacht im „Hohlspiegel“- in Deutschland für vorübergehendes, wenn auch verständnisloses Interesse für das Siegerland und seine religiöse Eigenart: „Gläubiger Pfarrer gesucht!“ Gläubig zu sein, hieß "bekehrt" zu sein. Wer keine Bekehrung vorzuweisen hatte, d.h. keine „persönliche Begegnung" mit „dem Herrn Jesus", einschließlich der Fähigkeit, Ort und Datum und Umstände dieser Begegnung zu benennen, galt nicht als vollwertiger Christ, sondern allenfalls als noch nicht ganz hoffnungslose Vorstufe eines solchen.

Die oben schon angesprochene Laiendominanz hatte indessen noch eine weitere Folge. Es entstand so etwas wie eine „Kirche ohne Theologie", zunächst einmal schon äußerlich am Fehlen von Theologen abzulesen. Die Prediger der Versammlungsstunden waren und sind in der Regel ortsansässige Laien. Es gibt nur wenige ausgebildete Prediger, die ja auch bezahlt werden müßten.

Damit bildet sich so etwas wie eine durch die Generationen unverändert weitergegebene Verkündigung, die sich nahezu uneindruckt zeigt von Zeit und Zeitereignis - und die eigentliche

Aufgabe der Theologie, die christliche Botschaft für jeweils ihre Zeit zu formulieren und interpretieren, nicht oder unzureichend in den Blick bekommt. An die Stelle der Verkündigung der christlichen Botschaft tritt so leicht die Frömmigkeit und ihre Praxis. Und der Weg von der Verkündigung des Evangeliums zur Praxis gelebten Glaubens ist immer in Gefahr, in die Gesetzlichkeit zu führen.

Freilich darf auch nicht verschwiegen werden, daß insbesondere in den Zeiten, in denen die Religion nicht sehr gefragt ist, eher also in den sogenannten „guten Zeiten“ das standhafte Bleiben bei dem „Alten“ auch der Garant dafür sein kann, daß die christliche Kirche nicht auf jede „Modetorheit“ aufgeregt hereinfällt, wie es seit der Aufklärung immer wieder in den verschiedensten Formen geschehen ist und das Christentum zuweilen bis zur Peinlichkeit entstellt und entleert hat.

Bestes Beispiel für solches manchmal notwendige Beharren bei dem „Alten“ ist wiederum Jung-Stilling, der in „geistesgeschichtlich schwieriger Lage, angesichts der mit scheinbar unwiderleglichen Gründen mehr und mehr sich selbst vertrauenden menschlichen Vernunft die Torheiten der biblischen Botschaft für unaufgebbar wesentlich erklärte und in dem durch die Offenbarung geschaffenen Raum zu leben trachtete, nicht nur deshalb, weil [er] im Verharren bei dieser Botschaft wagte, unmodern zu sein und dort von Gefahren redete, wo die meisten nur Licht und Fortschritt wahrnehmen wollten [...] sondern ganz einfach darum, weil ihr bei all ihren Unvollkommenheiten immer wieder eine Vollmacht eignet, die Respekt verlangt“ (Max Geiger).

Der Siegerländer Verbindung von strengem Calvinismus (Erwerbssinn und Fleiß) und Pietismus (Frömmigkeit) aber wohnt noch eine Besonderheit inne, die nicht unterschätzt werden darf und in allen calvinistischen Ländern zu Hause ist, wie die Beispiele der Niederländer und Schweizer zeigen, nämlich die enge Zugehörigkeit von Fleiß und Religion. Sie hatte durchaus ihre Vorteile. Erwerbsfleiß und erfolgreiche Erwerbstätigkeit galten

als Ausdruck besonderen Segens des Himmels und waren zusammen mit der Weltabgewandtheit des pietistischen Glaubens ein Garant für stabile soziale Verhältnisse und ein beständig neuer Antrieb zu fleißigem Tun.

Es gab im Siegerland, nach meiner Kenntnis, keinen wirklich ausbeuterischen Kapitalismus, dafür gab es auf der anderen Seite keine sozialen Unruhen. Unternehmer und Arbeiter lebten friedlich unter dem Dach ihres gemeinsamen Glaubens. Die Chronik der Kirchengemeinde H. etwa widmet unter der Kapitelüberschrift „Die Gemeinde im politischen Geschehen“ zwar umfangreichen Raum der napoleonischen Zeit und den Befreiungskriegen. Von da aus aber kann sie nahtlos übergehen zum Festgottesdienst am 9. März 1913 („zum Gedenken an die Erhebung Preußens und die Befreiungskriege“) und zum 1. August 1914. Die hundert Jahre dazwischen sind folgende Bemerkung wert: „Das Unruhejahr 1848 ging scheinbar sehr in Ruhe an unserer Gemeinde vorüber. Es hat keinerlei Niederschlag im Archiv hinterlassen“, ebenso wenig wie die großen sozialen Probleme des 19. Jahrhunderts.

Was die religiöse Orientierung meiner Familie betrifft, so sei schon hier gesagt, daß sie zu den besonders frommen Erscheinungsformen Siegerländer Christentums, zu den Gemeinschaften und Vereinshäusern, durchweg eine klare Distanz bewahrt hat. Sie war und blieb kirchlich orientiert, jedenfalls in dem Zeitraum, den ich beurteilen kann, also etwa ab der Mitte des 19. Jahrhunderts.

3.

Nun aber ist es an der Zeit, uns wieder familiären Dingen zuzuwenden. Jacob Völkel hatte wohl seinen Nachfahren einen guten Erwerbssinn mit auf den Weg gegeben. Schon sein Enkel, nachgeborener Sohn, heiratete auf ein kleines Bauerngut in einem der Nachbardörfer ein. Zwei seiner Nachfahren taten es ihm in den folgenden 2 Jahrhunderten nach. Auf dem friedlichen Weg der Heirat also haben meine Vorfahren 3 kleine Hofgüter erworben,

und was wohl noch wichtiger ist, sie bis heute im Familienbesitz bewahrt. Damit will ich aber nicht sagen, daß die entsprechenden Heiraten keinem anderen Motiv als dem des Hoferwerbs entsprangen.

Bestes Beispiel dafür ist mein Urgroßvater. Als nachgeborener Sohn und gerade aus dem Frankreich-Feldzug 1870/71 siegreich heimgekehrt, erwachte seine Liebe zu der einzigen Tochter eines Nachbarhofs. Die Liebe der beiden fand jedoch keine Gnade bei den Eltern der Auserwählten. Selbst die Geburt eines Sohnes konnte sie nicht umstimmen. Erst die Geburt eines zweiten Sohnes führte die ersehnte Heirat herbei und der Ehe der beiden standhaft Liebenden noch zehn weitere Kinder hinzu, von denen acht das Kindesalter überlebt haben.

Die bäuerliche Tradition unserer Familie mußte indessen mein Großvater aufgeben. Als zweites von den besagten zwölf Kindern begann er seine Berufstätigkeit nach der Volksschule, wie seine Brüder, als ungelernter Arbeiter in einer Maschinenfabrik. Wie schwer ihm dieser berufliche Anfang geworden sein mag, läßt sich nur ahnen.

Sein Konfirmationspfarrer hatte mit dem Abschluß seines Konfirmanden-Unterrichts versucht, seine schon früh verwitwete Mutter zu überzeugen, ihn „lernen“ zu lassen. Ob damit ein Lehrberuf gemeint war oder der Besuch einer weiterführenden Schule, vermag ich nicht zu sagen. Der Wunsch war aber auch schnell gegenstandslos mit dem Argument meiner Urgroßmutter, sie hätte viele Kinder und nicht nur eines. Am Ende seines Berufslebens war er „Vorarbeiter“ und „Platzmeister“, verantwortlich für die innerbetrieblichen Wege und Lagerplätze.

Mein Großvater hatte einen Abschnitt seines Lebens, auf den er besonders stolz war. Es war ihm im Alter von 21 Jahren gelungen, die Grenzen des Siegerlandes zu überschreiten! Er wurde zum Militärdienst in die Nähe Straßburgs eingezogen- und das als Mitglied des ruhmreichen 143. unter-elsässischen Infanterie-

Regiments. Wenigstens verlautete es so in manchen späteren Erzählungen, wenn ich auch nie herausgefunden habe, worin der Ruhm der 143-er bestanden haben könnte. Sicherlich nicht darin, daß wenige Jahre zuvor (1894) ein gewisser Albert Schweitzer zu eben diesem Regiment eingezogen worden war.

Im Grunde war der Militärdienst die einzige Gelegenheit für junge Menschen, die Welt jenseits der Siegerländer Berge zu erkunden. Ich habe einmal gelesen, ein Lebensziel des Siegerländers bestehe darin, einmal „am Rhein gewesen zu sein“- um dann am Abend nach Hause zurückzukehren in dem Bewußtsein, daß es zu Hause doch am schönsten sei. Mag das auch erfunden sein, so ist es doch auch ein schöner Ausdruck für Heimattreue! Mir selbst ist solche „Grenzüberschreitung“ erstmals im Alter von 16 Jahren mit dem Fahrrad gelungen, das alte Marburg war das Ziel, ungefähr 70 km von der Heimat entfernt und später mein geliebter Studienort.

So wurde der Bierkrug, mit dem Bild des Straßburger Münsters und einem zinnernen Deckel in der Form einer preußischen Pickelhaube, im Wohnzimmerschrank meines Großvaters stets in großen Ehren gehalten. Wir Enkel durften ihn nicht einmal anfassen. Auf dem Deckel war die Inschrift eingraviert: „Zur Erinnerung an das Brigade-Vergleichsschießen- Straßburg 1898“. Das war dann auch der unbestrittene Höhepunkt der militärischen Laufbahn meines Großvaters, denn am 1. Weltkrieg mußte er aus Altersgründen nicht mehr teilnehmen.

Bewahrt hatte er sich von seinem Ausflug in die weite Welt eine seltene Gabe, eine unstillbare Wißbegierde. Meine späteren und zeitweilig fast täglichen Besuche bei meinen Großeltern gerieten oft zu Fragestunden, jeweils angepaßt dem Stand meiner schulischen Erkenntnisse. Auf diese Weise hat mein Großvater an meinem späteren Gymnasiumjahren und dem beginnenden Universitätsstudium mehr Anteil genommen, als irgendjemand in meiner Familie.

Geschichte und Geographie stießen bei ihm auf größtes Interesse, das also, was über die unmittelbare Zeit und Umgebung hinausweist. Um das Gelernte nicht gleich wieder zu vergessen, trug er alles sauber und bedächtig in ein kleines Notizbuch ein- außer Gesangbuch und Bibel, so meine ich, wohl das einzige „Buch“ des Hauses. Seinen nachdenklichen Gesichtsausdruck nach vielen unserer Gespräche werde ich nie vergessen. Ich frage mich oft, wohin sein Bildungshunger ihn geführt hätte, wenn sein Weg anders verlaufen wäre.

Im Jahre 1906, ein Jahr nach seiner Eheschließung, hatte mein Großvater ein kleines Haus erworben, in dem Dorf, in dem mein Vater und auch ich geboren wurden.

Zur Zeit meiner Geburt war D. mit seinen knapp 2000 Einwohnern geradezu so etwas wie eine Großstadt im nördlichen Siegerland, was daran abzulesen war, daß es einen Arzt, und wenig später sogar eine Apotheke aufzuweisen hatte. Das gab es nicht oft in den Siegerländern Dörfern und war diesem Dorf auch gewiß nicht in die Wiege gelegt worden.

Zwar liegt es recht malerisch im weiten Tal eines kleinen Baches, aber wie es oft mit den Gaben der Natur ist, sie sind Vor- und Nachteil, Segen und Fluch, zugleich. Da just in D. in den regen- und schneereichen Siegerländern Wintern der kleine Bach mit nasser Regelmäßigkeit über die Ufer zu treten pflegte und zwar in einem solchen Ausmaß, daß man trockenen Fußes trotz zweier Brücken die eine Talseite nicht von der anderen aus erreichen konnte (was uns als Schulkindern zuweilen freie Tage bescherte!), war an eine erfolgversprechende landwirtschaftliche Nutzung des Bodens nicht zu denken.

So kam es, daß in D. die Besiedelung erst recht spät und dann auch eher zaghaft begann. Wohl erst im 15. Jahrhundert entschlossen sich besonders mutige oder besonders arme Siedler da, wo später D. entstehen sollte, zwei kleine Bauernschaften zu begründen.